

Rezension

Tino Minas

Wer oder was taktet die Gewalt(forschung)?

Hoebel, Thomas; Knöbl, Wolfgang (2019): *Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie*. Hamburger Edition. 224 Seiten, gebundene Ausgabe, € 22,00 ISBN: 978-3-86854-335-3

Es ist bereits einige Jahrzehnte her, dass sich Harold Garfinkel an seine Zunft wandte und ihr in wenig zimperlichem Ton vorwarf, zwar vorzüglich über Methodenfragen streiten zu können, jedoch bei ihrem Versuch, auf diese Weise so »nah« wie möglich an den »eentlichen« Kern (Bedeutung von Artikulationen im Alltag) heranzukommen, im Grunde das Naheliegenste zu übersehen. Wer nur damit beschäftigt sei, die unhintergebar »indexikalischen« Eigenschaften von Äußerungen zu »reparieren« (im Sinne der Ersetzung mit rationalistisch Verwertbarem), müsse unweigerlich die *Leistungen* verkennen, welche Alltagsakteure »immer schon« dazu befähigen, Sinn in Situationen wechselseitiger Anwesenheit hinreichend spezifisch zu verdichten. Sich auf diese gegenstandstheoretische Verkomplizierung *methodologisch* einzustellen, verlange, auf die Formen der Darstellung zu achten, mit denen es Anwesenden in situ gelingt, überhaupt den Eindruck »vernünftiger«, rationaler Befasstheit mit den Gegenständen und Sachverhalten zu vermitteln und aufrecht zu erhalten.¹

An eine solche Perspektive, die den Zugriff auf soziale Phänomene an einer Theorie der Sinnkonstitution ausrichtet, die sowohl das Okkasionelle bzw. das Bedeutungen-an-Situationen-Befestigende in den Mittelpunkt der wissenschaft-

1 Spektakulär wurde die damit verbundene Empfehlung einer Einstellung »ethnomethodologischer Indifferenz« bekanntlich, weil sie sich ohne Abstriche auf die öffentlichen Sprachformen bzw. »gesellschaftlichen Praktiken« von Forschern übertragen ließ (vgl. etwa Bergmann 1988).

lichen Perspektive stellt, als auch erhebliche wissenschaftstheoretische Konsequenzen nach sich zieht, könnte man gleich in mehrfacher Hinsicht erinnern werden, wenn man die kürzlich erschienene Monografie »Gewalt erklären! Ein Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie« (Hoebel/Knöbl 2019) zur Hand nimmt. Das liegt nicht nur an einigen terminologischen Nähe-Bekundungen auf Textebene (z. B. ist die Rede von »Accounts über Gewalt« [14]) oder dass im Diskussionszusammenhang rund um die sog. Erneuerung der soziologischen Gewaltforschung², durchaus ähnlich gelagerte Tendenzen der (Selbst-)Abspaltung zu vernehmen sind. Es liegt vor allem am Versuch, das Niveau im Umfeld der neueren Arbeiten der soziologischen Gewaltforschung in wissenschaftstheoretischer Hinsicht zu heben. Und von dort her soll »ein methodisches Verfahren, um die temporale Ordnung des Geschehens nachvollziehbar zu machen« (161 FN 7) vorgestellt werden. Angestrebt wird eine »genau[e] Rekonstruktion der Ereignisverkettung« (166) vornehmlich in Fällen von Gewalt.³ Die Perspektive sei aber durchaus so angelegt, dass »sich potenziell alle sozialen Phänomene analysieren und erklären« (194) lassen.⁴

Die Frage, auf die hin sich dieses Buch also ernsthaft zu diskutieren lohnt, lautet: Kommen wir mit dem darin unterbreiteten Vorschlag methodisch tatsächlich einen Schritt weiter in Richtung einer konsistenten Integration von prak-

2 Dazu zählt eine (inzwischen beachtliche) Anzahl von Autoren, vor denen man ungefährdet behaupten kann, dass die Gewalt als »Stiefkind der soziologischen Theorie« (Trotha 1997) gelten kann. Was das dann in konzeptueller, methodischer, disziplinengeschichtlicher Hinsicht genau heißen könnte, markiert bereits eine zentrale thematische Klammer der dort geführten Debatte.

3 Mit Bezug auf Charles Tilly sprechen die Autoren von der »hohe[n] explanatorischen Relevanz sozialer Zeitlichkeit« (158). Dort heißt es auch: »Man hat (...) beim Geschehensablauf selbst anzusetzen, um an validen Erklärungen zu arbeiten.« (ebd.)

4 Mit diesem Anspruch machen die Autoren ernst. Es heißt: Die »Gewaltforschung selbst könnte sich – trotz ihrer Beschäftigung mit einem vermeintlich »exotischen« Gegenstand – als Feld der Theorieproduktion etablieren, die dort weiter zu entwickelnde »entdeckende Prozesssoziologie« als Impulsgeberin auch für andere sozialwissenschaftliche Subdisziplinen fungieren.« (200)

tisch-pragmatisch-leiblich bedingter Sinnkonstitution und dessen Zugriff (auch im Bereich der Gewaltforschung)? Oder ebnet es den Weg dafür, sich auch im Bereich der soziologischen Gewaltforschung bis auf Weiteres gegenüber dieser Bezugsproblematik (der Integration heterogener analytisch relevanter Bezugsgrößen) überwiegend enthalten zu zeigen?

Dafür soll zunächst der wissenschaftstheoretisch-systematisierende Fokus, durch den das Buch im Feld der (neueren) soziologischen Gewaltforschung deutlich hervorsticht, gewürdigt werden (I). Hier geht das ambitionierte Projekt über die engen Grenzen dieses Felds gewinnbringend hinaus. Fragezeichen sind allerdings dort zu setzen, wo die mühsam erarbeiteten Abstraktionsgewinne in die Form einer eigenen Methode gegossen werden sollen (II). Insbesondere die (mangelnde) Aufnahme von Sinndifferenzen in der operativen Begrifflichkeit gibt Anlass zu Rückfragen. Auch die Entscheidung, sich beim Gewaltbegriff eher enthalten zu zeigen, ist problematisch.

|

Am Ausgangspunkt des mit knapp 200 Seiten recht schmal gehaltenen Buches identifizieren die Autoren ein »weit verbreitete[s] Desinteresse an wissenschaftstheoretischen Fragen« (18) ihrer Zunft. In den ersten vier von insgesamt sechs Kapiteln machen sie deutlich, dass zwar reichlich über Erklären und Erklärbarkeit gesprochen werden kann, vorzüglich über Methodenfragen im Rahmen der »Mikro-Makro-Semantik« gestritten wird, bisweilen auch »vorschnelle Verabschiedungen kausalen Erklärens« (49ff.) beobachtet werden können. Die Vor-Urteile, d. h. die jeweiligen »Accounts über Gewalt« (14), seien jedoch kaum sichtbar.

Im Ergebnis führen diese anspruchsvollen Bemühungen zu einer Typologie von drei »Heuristiken« des je unterschiedlichen »Causing im Casing« (wie es in Anlehnung an Andrew Abbott immer wieder kompakt-alliterativ heißt). So werden nicht nur die »äußeren« Grenzen des Spektrums aktuellerer Publikationen abgesteckt, sondern auch die »inneren« markiert und zugespitzt. Egal, ob die Erklärungen primär auf »Motive«

(62ff.), auf »Situationen« (80ff.) oder auf »Konstellationen« (101ff.) setzten, sie alle seien mehr oder minder auf uneingestandene Weise wechselseitig aufeinander angewiesen bzw. an bestimmten Scharnierstellen konstitutiv voneinander abhängig (treffend ist im Buch die Rede von einer »Zirkularität der Heuristiken«). All das wird im Anspruch, nah an »zentralen und schulbildenden Arbeiten von Autorinnen der Gewaltforschung« zu operieren, auf gewinnbringende Weise erarbeitet. (Dazu zählen u. a. Stathis Kalyvas, Randall Collins, Stefan Kühl.)

Auf der Basis dieser Diagnose wird konstatiert, dass die soziologische Gewaltforschung erneut an einem Scheideweg stehe. Sollte es nicht gelingen, »den Forschenden ein Grundverständnis über die gangbaren Forschungsstrategien [zu vermitteln], selbst wenn sie wissen, dass die je eigene Strategie mitnichten von allen für gut befunden, sondern vielleicht sogar scharf kritisiert wird, selbst wenn klar ist, dass diese scheinbar so unterschiedlichen Heuristiken nicht selten vieles teilen« (34), bestehe die Gefahr der »theoretischen Stagnation eines ganzen Forschungszweiges« (33).⁵ Erst die nähere Beschäftigung mit der »momentane[n] Ökologie der Gewaltforschung« (35) führe dazu, nicht nur das »Vorverständnis in mehr oder weniger engem empirischen Kontakt mit dem untersuchten Phänomen zu überprüfen« (35). Am Ende steht die Empfehlung »nicht nach sozialtheoretischen oder begrifflichen Angeboten zu suchen, um der explanatorischen Zirkularität der Gewaltforschung zu entkommen, sondern nach *methodologischen*« (155, Herv. i.O.).

Eine solche nicht-sozialtheoretische, nicht primär an begrifflichen Problemen orientierte Analyse sei die avisierte »prozessuale Perspektive« (155). Sie erlaube, die »temporale Ordnung eines Geschehens« (155) hinreichend transparent zu machen: »Eine entdeckende Prozesssoziologie ist (...) explanatorisch an *allen* Situationselementen interessiert, die sich in einem sozialen Geschehen finden lassen – an allen noch so beiläufigen Blicken und Kommentaren« (188). Dabei ist es den Autoren ein

5 Diese dramatisierende Rhetorik gehört spätestens seit Nedelmann (1997) zur Erneuerungsbewegung der soziologischen Gewaltforschung und strickt auf diese Weise an ihrer Einheit.

Anliegen, dass »man sich mit einer derartigen Vorgehensweise gerade nicht an eine Perspektive bindet, die nur den Mikrobereich, also die unmittelbaren Interaktionen in der Situation, zum Thema macht« (188). Die sehr spärlichen Ausführungen zu diesem Punkt machen deutlich, dass Hoegl/Knöbl einen »Begriff der »Institution« (...) in einer »altinstitutionellen« Fassung der Chicagoer Schule der Soziologie« (152) ins Rennen schicken wollen. Dieser erlaube, sowohl einen »handlungstheoretischen Bezugsrahmen« (152) zu halten als auch »die mikrosoziologischen Einsichten der neueren Gewaltforschung« (152) integrieren zu können.

Konkret erhalte man durch die vorgestellte Heuristik eine genauere Rekonstruktion der »Verursachung von Gewalt durch Mikro-Timings« (171). Diese Mikro-Timings beschreiben die »spezifische Konsequentialität der Ereignisse« (163). Sie versetzten etwa in die Lage, »mit relativ hoher Plausibilität das Rätsel lösen [zu können], warum die Massenerschießungen im Holocaust aus der Sicht der Verantwortlichen selbst dann so reibungslos vor sich gingen, wenn die Motivation der Untergebenen nicht klar antisemitisch geprägt war« (164). Anhand der vorgeschlagenen Termini wie »Domänenwissen«, »Wissen um die Tat« (163) wird deutlich, dass hier die Nähe zu klassisch wissenssoziologischen Subjektpositionen gesucht wird. Bezogen auf das Massaker von Józefów aus dem Jahre 1942 heißt es etwa: »Es ist in kausaler Hinsicht entscheidend (...), dass die Polizisten, die schließlich massenhaft Menschen töten, erst unmittelbar vor den vorgesehenen Exekutionen von diesem Plan erfahren. Ein zunächst geschlossener Wissenskontext, in dem nur die Bataillonsoffiziere das Einsatzziel kennen, (...) schlägt kurzfristig in ein offenes Wissen über die auszuführenden Taten um« (189). Für diese Kausalität sei aber auch so etwas wie »territoriale Schließung« (163) heranzuziehen, die katalysiert, dass »die wissensbezogene Asymmetrie zwischen Offizieren und einfachen Polizisten so lange erhalten bleibt, bis sich die Polizisten an einem Ort befinden, den sie praktisch erst verlassen können, wenn das Einsatzziel erfüllt ist« (189). Erst dann sei der Punkt erreicht, sagen zu können, dass die »laufende Interaktion (...) deswegen nicht zusammen[bricht], weil legitime Exit-Optionen knapp sind« (189).

||

All das liest sich auf den ersten (und vielleicht auch den zweiten) Blick ausgesprochen erfreulich. Das Buch setzt gewissermaßen dort an, wo bezogen auf die angedeutete Debatte um die Erneuerung der Gewaltforschung bereits bemerkt wurde, dass sich die frühen Autoren um (eine für sich nicht ganz konsistente) Erklärungsabstimmung im Rahmen eines »dichten Beschreibens« der Gewalt bemühten (auf die unhintergehbaren Selbstwidersprüche bei echter Belastung des von Clifford Geertz entlehnten methodischen Unternehmens: Hüttermann 2000; auch: Renn 2002). Mit Recht darf sich das Werk deshalb als Kanalisierung und Systematisierung der »zweifellos vorhandenen Reflexivität der Neueren Gewaltforschung« (42) verstehen.

Auch das wissenssoziologisch-hermeneutische Gespür in den zurückgewiesenen Erklärungsansätzen darf man nicht unterschätzen. Liest man die Meta-Beschreibung der »Zirkularität der Heuristiken« als Kritik an den Schallmauern, hinter denen praxeologisch nur das zugelassen wird, was als Praktiken reproduktionsfähig ist, oder auch: hinter denen systemtheoretisch nur das analytisch überhaupt in Frage kommt, was im Sinne der systeminternen Bearbeitungsprozesse für Sinn-Verdichtungschancen sorgt, dann liegt das zentrale soziologische Bezugsproblem offen da: Auf was kommt es bei der Formulierung einer *konsistenten* Integration dieser Perspektiven an? Und stecken darin nicht Chancen auf einen heuristisch wertvollen Begriff der Gewalt und i.d.S. die Chance auf eine tatsächliche Erneuerung der soziologischen Gewaltforschung?

Doch an dieser Stelle sendet das Projekt eher besorgniserregende Signale.

Das liegt zum einen daran, dass die Theorie der selbstreferentiellen Systeme im Buch »nur« als »kausalkritische« (52) Reaktionsform auf eine unproduktive Verhandlung der Interferenzen der Makro-Ebene mit der Mikro-Ebene aufgefasst wird (auch: 144). Selbst wenn die dabei vorgelegte theoriegenetische Rekonstruktion in Bezug auf eine ungeschickte Verquickung von Epistemologie und Ontologie ihre Stärken hat, ist die System-Ebene durch Zurückweisung Luhmannscher Radikalismen nicht (mit-)erledigt. Im Gegenteil: Der Entlastungscharakter funktionaler Differenzierung, also die Erfüllung einer Ordnungsfunk-

tion gerade *durch* Entkopplung von alltäglichen Praktiken der Lebensführung gehört gewissermaßen zur normativen Grundausstattung der Alltagspraxis und damit zum Gegenstand, auf den sich auch eine entdeckende Prozesssoziologie primär richtet.⁶ Das scheint für eine Makro-Perspektive unabdingbar.

Zum anderen fordert der Vorschlag der avisierten »Methodologisierung« seinen Tribut in mindestens zweifacher Hinsicht.

1. Die im Begriff der »kausalen Transitivität« aufgerufenen Bezugsebenen implizieren elementare (Sinn-)Differenzen. Vor der Frage, mittels welchen Begriffs man sich diese Differenzen verknüpfend zu eigen machen könnte (z. B. mithilfe des Begriffs der »Institution«, s.o.), liegt die vergleichsweise kompliziertere Frage, wie denn die Differenzen überhaupt untereinander adressiert werden könnten. Die Rede von der »kausalen Transitivität« im Einzelfall klärt hier zu wenig. Schlimmstenfalls suggeriert sie, es ließe sich das Festhalten am Anspruch auf Erklären allein auf der Basis der alltagsplausiblen Annahme abstützen, nach der alles irgendwie auf eine vertrackte Weise miteinander zusammenhängt. Bestenfalls zeigt sie nur äußerlich an, dass es latent zu Integrationen integrierter normativer Ordnungen kommt, die in situ Funktionen erfüllen, Widersprüche erzeugen, »Entscheidungen« erzwingen etc., wobei diese Latenz *nicht* in eine kontrollhierarchische Vorstellung der Bindung von Motiven (Parsons) überblenden muss bzw. sollte.

2. Daran hängt ein zweiter Punkt. Dem Vorschlag auf »Methodologisierung« umzustel-

6 Deshalb überzeugt es auch nicht, wie das Buch gegen die vergleichsweise skeptische Position Reemtsmas (2008) Stellung bezieht. Es heißt zwar, die analytische Leistung sei »spektakulär« (28). Aber wissenschaftstheoretisch sei sie nur belastbar im Lichte der allgemeinen Verbindlichkeit des »gewissermaßen orthodox-naturwissenschaftlichem Erklärungsmodells« (28), die sich die Autoren freilich nicht zu eigen machen. Ihre Belastbarkeit reicht aber durchaus weiter. Denn es handelt sich um eine gesellschaftstheoretische Position, die sich im Horizont der Frage bewegt, wie mit der relativen Autonomie von Normhorizonten umgegangen werden kann.

len, geht eine erhebliche Marginalisierung der Identifikationsproblematik insbesondere in Bezug auf den *Begriff* der Gewalt einher. So vehement man die »Stagnation eines ganzen Forschungszweigs« verhindern möchte, so verhänglich scheint es, das »bemerkenswerte Debattenmuster (...), das Oszillieren zwischen einem engen und weiten Begriff von Gewalt« (24) diesem Zweig zu überlassen. Hier kann man durchaus einhaken und darauf bestehen, dass die Alternative keineswegs nur darin bestehen kann, sich in Fragen der Definition der Gewalt einfach oder bis auf Weiteres enthalten zu zeigen.⁷ Hier mit Lösungen zu arbeiten, die suggerierten, man könne »dem Gegenstand« überantworten, was heuristisch überhaupt relevant ist, leistet der naturalisierenden Perspektive gewollt oder ungewollt Vorschub. Was an dieser Stelle auf dem Spiel steht, ist die gegenstandstheoretische Voraussetzung eines jeden *sinnhaften* Zugangs zu sozialen Phänomenen. Sofern diese als »sinnhaft« gelten, gibt es *keine* intrinsischen Merkmalsausprägungen, Substanzgehalte etc. die man vermeintlich neutral beschreiben könnte.⁸ Heuristisch gewichtiger ist aber, dass von dort aus der Zugang zu modernen, pluralen Verhältnissen, die eben auch solche der Perspektivendifferenzen sind, *gar* nicht mehr greifbar wird. Was innerhalb eines Milieus als »Gewalt« gilt, liegt nicht im selben medialen Korridor, wie die Feststel-

7 Im eigentlichen Sinne geschieht das im Text auch nicht. Man liest von »gewaltgezeichneten Phänomenen« (152), »gewaltgezeichneten Interaktionssituationen« (154) oder »gewaltgezeichneten Ereignissen« (164), später auch von »gewalthaften Makroereignissen« (153 FN 78). Ferner ist die Rede von »einem Vorgang, der als Gewalt gilt« (158), sowie Gewalt als »situiertes und kontextgebundenes Handeln« (174), das »als organisiert zu bestimmen« (174, Herv. i.O.) sei und zwar als »das Gelingen antisymmetrischer Gewalt als eine Kooperationsleistung« (191) oder von einem Gegenstand, »für den man annehmen darf, dass Beteiligte ihn bemerken (würden), nicht zuletzt weil sie ihn mitgestalten« (190 FN 78). Dennoch halten sich die Autoren mit einer genaueren Klärung der zum Teil doch erheblichen Unterschiede zurück.

8 Vergleiche dazu etwa die Ausführungen zur problematischen Reduktion des Gewaltbegriffs auf die »physische Gewalt« bei Renn (2014).

lung einer strafrechtlichen Angelegenheit im Rahmen der rechtlichen Verhandlung eines »Falls«. Der Gewaltbegriff des Rechts ist nicht auf direkte Weise mit den Milieu-Horizonten verbunden; trotzdem sind beide konstitutiv aufeinander angewiesen, um nicht zu sagen: »verwoben«. Wenn allerdings diese theoretische Beschreibung des Zusammenhangs (heterogener Normhorizonte) handlungstheoretisch zu Verlegenheiten führt, wenn die Gewalt ausbricht, liegt eher ein spezifischer Anlass vor, die Handlungstheorie breiter (differenzierungstheoretisch) aufzustellen als darüber nachzudenken, wie man die vermeintlichen »Nachteile« der sinnbezogenen Bezugsprobleme überwinden könnte.

In Bezug auf die eingangs gestellte Frage, ob mit dem hier unterbreiteten Vorschlag methodisch tatsächlich ein wichtiger Schritt in Richtung einer konsistenten Integration von praktisch-pragmatisch-leiblich bedingter Sinnkonstitution und ihrem wissenschaftlichem Zugriff (im Bereich der Gewaltforschung, aber auch darüber hinaus) gemacht werden konnte, darf also ein größeres Fragezeichen gemacht werden. So begrüßenswert das Engagement in Bezug auf das Sondieren wissenschaftstheoretischer Potentiale zur Bündelung der Spuren eines wachsenden Diskussionszusammenhangs ist, so wenig ist sichtbar, worauf sich eigentlich der Optimismus stützen kann, der dem Buch seinen Titel gibt. Liest man dies aber nicht als Verfehlung, sondern in erster Hinsicht als Appell an die eigene Zunft, sich doch etwas systematischer mit Fragen des Zugangs zu sozialen Phänomenen zu befassen, markiert das Werk doch auf verblüffende Weise eine Erneuerung. In ihm drücken sich nicht nur die Schwierigkeiten bei der Verhandlung der Frage, wer oder was die Ge-

walt »taket«, aus. Es wird zum Dokument für die Einsicht, dass mit dieser Frage eine ganz andere verwoben ist: Wer oder was taktet die Forschung zur »Gewalt«?

Literatur

- Bergmann, Jörg (1988): *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Kurseinheit 1*. Studienbrief.
- Hoebel, Thomas (2014): »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozesssoziologische Erklärung antisymmetrischer Gewaltsituationen«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 43(6), S. 441–457.
- Hüttermann, Jörg (2000): »»Dichte Beschreibung« oder Ursachenforschung der Gewalt? Anmerkungen zu einer falschen Alternative im Lichte der Problematik funktionaler Erklärungen«. In: *Journal für Konflikt und Gewaltforschung* 2(1), S. 54–69.
- Nedelmann, Birgitta (1997): »Gewaltsoziologie am Scheideweg. Die Auseinandersetzungen in der gegenwärtigen und Wege der künftigen Gewaltforschung«. In: Trotha, Trutz von (Hg.): *Soziologie der Gewalt*. Opladen: Westdt. Verl., S. 59–85.
- Reemstma, Jan-Philipp (2008): *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*. Hamburg: HIS.
- Renn, Joachim (2002): »Abstrakte Gründe konkreter Gewalt«. In: ders. *Handlung, Kultur, Interpretation* 11(2), S. 261–284.
- Renn, Joachim (2014): »Gewalt und kulturelle Selbstbehauptung«. In: ders. *Performative Kultur und multiple Übersetzung*. Bielefeld: Transcript, S. 237–266.
- Trotha, Trutz von (1997): »Zur Soziologie der Gewalt«. In: ders. (Hg.): *Soziologie der Gewalt*. Opladen: Westdt. Verl., S. 9–56.